

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	11
Karte von Teheran	14
Prolog	15
1. Dariush	21
2. Somayeh	42
3. Amir	90
4. Bijan	131
5. Leyla	152
6. Morteza	185
7. Asghar	222
8. Farideh	240
Epilog	261
Nachwort	264
Die wichtigsten Daten in der jüngeren Geschichte des Irans	269
Glossar	272
Quellen	275
Danksagung	285

2 SOMAYEH

KHORASAN-PLATZ, SÜDTEHERAN

Der Tag, an dem Somayeh Zeugin eines Wunders wurde, war der heißeste des Jahres. Die Schatten unter den Platanen auf der Valiasr-Straße boten keine Zuflucht. Die Sonne versengte die dunkelgrünen Blätter und brannte auf die darunterliegende Straße. Die Wurzeln der Bäume ächzten vor Durst, die *Jobs* waren staubig und ausgetrocknet.

Somayeh wischte sich die Schweißtropfen von ihrer Oberlippe, die ständig wiederkamen, sosehr die uralte ratternde Klimaanlage sich auch abmühte. Mit schwitzigen Fingern fummelte sie am Zahlenschloss der Aktentasche herum. Bei einer sechsstelligen Nummernkombination ein schier unmögliches Unterfangen, aber sie blieb stur. Sie rief Gott und ihren Lieblingsimam um Hilfe an.

»O Gott. O Imam Zaman, ich bitte dich, hilf mir, diese Tasche zu öffnen, und ich schwöre dir, ich werde jedes Jahr ein Lamm für die Armen opfern, bis ich sterbe.« Sie sagte das *Nazr*-Gebet laut auf, während sie sich die Finger an den metallenen Rädchen wund rieb. Somayehs *Nazr*-Gebet stand im Einklang mit der Tradition; sie wusste, dass ihr Wunsch nur erfüllt werden würde, wenn sie schwor, jenen zu helfen, denen es nicht so gut ging wie ihr. Sie schickte ihre Gebete immer mittels Imam Zaman in Umlauf, obgleich viele Leute glauben, der geduldige und friedliche Abolfazl, der Halbbruder von Imam Hussein (dem Enkel des Propheten), würde am schnellsten auf Anfragen reagieren.

Und dann geschah etwas Unglaubliches. In genau diesem Moment schnappten die Zahlen in eine Reihe – es klickte sanft, als das Schloss, Gott und Imam Zaman allesamt nachgaben. Die Aktentasche sperrte ihr Maul weit auf.

Es war ein Wunder. Daran bestand kein Zweifel.

Alles hatte vor einigen Jahren an einem ebenso heißen Sommertag begonnen. Somayeh war siebzehn Jahre alt und lebte am Khorasan-Platz, in einem Viertel östlich des Basars im Süden von Teheran, in dem sie geboren wurde und das so alt wie die Stadt selbst war. Der Tag hatte wie jeder andere damit angefangen, dass sie um sechs Uhr morgens ihr tägliches Gebet gesprochen hatte. Sie frühstückte mit ihrem geliebten Vater, Haj Agha, und schlürfte ihren Tee, während er die konservative Tageszeitung *Kayhan* las, die er auf dem Rückweg vom Bäcker gekauft hatte. Das *Sangak*-Brot war noch warm und wies kleine knusprige Abdrücke von den heißen Steinen auf, auf denen es gebacken worden war. Sie aßen es mit selbst gemachter Kirschmarmelade, süßsauer und rot wie frisches Blut. Dann wickelte sie sich in ihren schwarzen Tschador und machte sich zusammen mit Mohammed-Reza, ihrem jüngeren Bruder, auf den Weg zur Schule.

Sie folgten den gewundenen Gassen, die zur Hauptstraße führten. Das Stadtleben war bereits in vollem Gange und dröhnte in den Morgen hinein. In diesem Teil der Stadt vollzog sich das Erwachen nicht allmählich, es war vielmehr eine plötzliche Explosion von Aktivität, die auf den Straßen ausbrach. Ladenbesitzer spritzten den Gehsteig vor ihren Läden mit Schläuchen ab. Die Tageszeitungen wurden gleich neben dem Tabakstand auf dem Boden aufgestapelt; von einigen starrte einem das Gesicht des Obersten Führers entgegen, die Schlagzeilen kündeten von Märtyrern, Zionisten, Erpressung und den USA: DIE STARKE FAUST DES IRANS ZERSCHMETTERT DAS GESICHT DES IMPERIALISMUS und DIE IRANISCHEN TRUPPENÜBUNGEN ERFÜLLEN DIE HERZEN SEINER FEINDE MIT FURCHT.

Der Khorasan-Platz ist eine kleine Insel, und Somayeh hatte beobachtet, wie ihre Küsten allmählich von den Wellen der Moderne und der Jugend ausgewaschen wurden. Die Ruinen alter Häuser waren mit glänzenden Marmorfassaden und blanken Steinverkleidungen neu erstanden, Vorarbeiter und Beamte waren geschmiert worden, um die kostenaufwendigen Bauvorschriften zum Schutz gegen Erdbeben zu umgehen. Dennoch ist das Viertel um den Khorasan-Platz von den religiösen Wertvorstellungen der Arbeiterschicht geprägt; seine Bewohner kämpfen darum, die sozialen Strukturen aufrechtzuerhalten. Für Familien wie Somayehs bedeutet Religion, nach den Worten des Korans und den Fatwas des Obersten Führers zu leben, um sich einen Platz im Paradies zu

verdienen. In dem Gewirr von Straßen, das Somayehs Elternhaus umgab, tragen die meisten Frauen noch immer den Tschador, wie sie es seit Hunderten von Jahren getan haben. Somayehs Familie war seit Generationen am Khorasan-Platz verwurzelt: Es war die einzige Welt, die Somayeh jemals kennengelernt hatte.

Der Unterricht in der Schule war wie immer wenig anregend, und Somayeh konzentrierte sich auf ihre Tagträume von ihrem zukünftigen Leben als Schauspielerin, eine absurde Fantasie, wenn man bedenkt, dass sie mit ihren Eltern einer Meinung war, dass die Schauspielerlei ein fragwürdiger Beruf war, der nur für Menschen mit lockerer Moral in Frage kam. In der Pause tauschten die Mädchen den neuesten Tratsch aus. Sie waren süchtig nach den vom Islam gebilligten Fernsehserien, in denen die Bösewichter glatt rasierte Iraner mit alten persischen Namen wie Cyrus und Dariush waren und die Helden muslimische Namen und Bärte trugen. Etwa die Hälfte der Schüler hatte Satellitenfernsehen zu Hause und sah sich leidenschaftlich gern lateinamerikanische Telenovelas auf Farsi I an, einem Fernsehsender aus Dubai, dessen Mitbesitzer Rupert Murdoch war. Der ganze Iran ist von Satellitenschüsseln überzogen, von Teheran bis zu den Dächern abgelegener Dörfer; sie hängen von den Häusern von Menschen aller sozialen Schichten, der Ungläubigen ebenso wie der Gläubigen. Selbst ein Mitglied der Regierung hat eingeräumt, dass es im Iran 4,5 Millionen Satelliten-Fernsehempfänger gibt. Somayehs Vater dagegen tat ausländisches Fernsehen als überflüssigen und unislamischen Luxus ab, und alles Bitten und Betteln blieb vergebens.

Um 14 Uhr, kurz vor Schulschluss, wurden die Mädchen zur Rektorin zitiert, einer zornigen Frau mit dem Gesicht einer Bulldogge und dem Watschelgang einer Ente, die sie »die Hundeente« nannten.

»Tahereh Azimi wurde von der Schule verwiesen, weil sie eine unschickliche Beziehung zu einem Jungen hatte«, bellte die Hundeente. Alle schnappten nach Luft. Jeder wusste von dem Vorfall, Tahereh war seither nicht mehr in der Schule gewesen, doch bisher war noch nie jemand von der Schule verwiesen worden. Die Hundeente brauchte fünf Minuten, um die Mädchen zu beruhigen. Sie schlurfte mit ihrem dicken Hintern durch den Raum und hob zu einer Predigt an, in der es um Sittsamkeit und Gott, das Lügen gegenüber den Eltern und die korrumpierenden Einflüsse des Satellitenfernsehens ging. Es spielte keine Rolle, dass Tahereh Azimis Jungfernähutchen noch intakt war, dass sie selten log und

ihre Familie nie eine Satellitenschüssel besessen hatte. Die Tatsache, dass sie dabei erwischt worden war, wie sie das Haus eines Jungen verließ, dessen Eltern gerade nicht zu Hause waren, war genug, um sie als Hure zu bezeichnen, das fanden zumindest ihre Lehrer, Mitschülerinnen und anscheinend auch die meisten Nachbarn. Dazu kam, dass Tahereh Azimi wunderschön war, was weder ein *Hejab* noch der Verzicht auf Make-up jemals würde verbergen können.

Der Hundeente ging bald die Puste aus, ihr Kreuzzug wurde von dem appetitanregenden Geruch von gegrilltem *Shishlik* unterbrochen, der durch die Fenster hereinwehte. Die Mädchen versammelten sich eilig vor dem Schultor.

»Sie ist eine *Jendeh* durch und durch«, sagte Mansoureh und spuckte das Wort *Jendeh* – Hure – mit überraschendem Nachdruck aus. »Man sieht es in ihren Augen und an ihrem Gang. Und sie hat eine ganze Kollektion von roten Kopftüchern in ihrem Zimmer, ich habe sie selbst gesehen. Ich finde die ganze Sache wirklich ziemlich widerlich.« Mansoureh's Worte wurden mit heftigem Nicken aufgenommen.

»Sie ist abartig. Denkt nur mal an ihr Notizbuch, das war voller Pornografie«, sagte Narges und bezog sich auf Taherehs mit Bleistift gezeichnete Aktskizzen.

Obwohl alle Mädchen in Somayehs Jahrgang Jungfrauen waren, hatten ein paar von ihnen unerlaubte Begegnungen gehabt, meistens mit ihren Cousins, denn das waren die einzigen männlichen Wesen, mit denen sie Kontakt haben durften. Mansoureh und ihr Cousin hatten vor einem Jahr miteinander gefummelt, und hinterher war ihr vor Scham ganz schlecht gewesen. Zum Ausgleich hatte sie damit begonnen, vehement jegliche Schändlichkeiten, denen sie begegnete, zu verurteilen; sie befand sich in einem Zustand ständiger Entrüstung.

»Ich fand es schon immer komisch, dass sie uns allen dauernd erzählt hat, sie könne Make-up nicht ausstehen. Es kommt einem so vor, als wollte sie etwas beweisen oder etwas *verbergen*«, entgegnete Nika, die eigentlich Setayesh hieß, ein Name, den sie für hässlich und altmodisch hielt. Nahezu die Hälfte der Mädchen in Somayehs Klasse hatten sich Namen zugelegt, von denen sie dachten, sie klängen modischer als ihre eigenen.

Eifersucht verwandelt sich schnell in Empörung, eine Reaktion, die verdaulicher und akzeptabler ist. Tahereh Azimi hatte die Regeln gebrochen; mehr noch, sie hatte etwas getan, wonach sie sich alle sehnten.

»Und ich habe sie nie in einem Tschador gesehen. Na, das geschieht ihren Eltern recht. Wenn es ihnen egal ist, ob sie einen Tschador trägt oder nicht, wie können sie dann erwarten, dass ihre Tochter sich nicht in eine *Jendeh* verwandelt?«, sagte Vista (eigentlich Zohreh), deren Vater ihr zu ihrem achtzehnten Geburtstag eine Nasenoperation versprochen hatte. Vistas Vater verkaufte Kupferpfeifen, und obwohl er gar nicht auf dem Basar arbeitete, wurde er als *Bazaari* bezeichnet, womit gewöhnlich ein Kaufmann mit strengen traditionellen Wertvorstellungen gemeint ist. *Bazaaris* wählen immer zugunsten ihres persönlichen Vorteils und steigen nie höher auf als in die Mittelklasse, ganz gleich, wie viel Geld sie verdienen.

Taherehs Art, sich zu kleiden, wurde sorgfältig analysiert. Die Mädchen kamen zu dem Schluss, dass ihre Kleider verdächtig bieder für ein Mädchen waren, das sich heimlich in das Haus eines Jungen schleicht.

»Nur weil man ein rotes Kopftuch trägt oder nicht immer einen Tschador anzieht, muss man kein schlechtes Mädchen sein«, sagte Somayeh, zu prüde, um das Wort Hure auszusprechen. »Sie hat eben andere Wertvorstellungen.«

»Ja. *Westliche* Wertvorstellungen«, sagte Mansoureh und verwendete einen ihrer Lieblingseuphemismen für »nuttig«. »Ihre Eltern sollten nach *Bala Shahr* in Nordteheran ziehen, wo sie sich aufführen kann wie eine aus dem *Westen*.« Die Mädchen lachten. Es war ein gemeiner Witz, denn Taherehs Eltern waren arm, und alle wussten, dass sie kämpfen mussten, um sich über Wasser zu halten. In ein schickes Viertel im Norden von Teheran zu ziehen war für sie genauso unmöglich, wie sich eine Ferienwohnung in Paris zu kaufen.

Somayeh war über Taherehs Verhalten ebenso beunruhigt wie ihre Freundinnen; sie war streng religiös, und Moral bedeutete ihr etwas. »Seien wir ehrlich, sie kleidete sich züchtig, und ich glaube nicht, dass sie dabei irgendwelche Hintergedanken hatte. Aber darum geht es doch gar nicht. Wir sind uns doch alle einig, dass Sex vor der Ehe einfach eine Sünde ist. Eine *sehr große Sünde*.« Die Gruppe gurrte zustimmend.

Somayeh hatte ein Talent dafür, tolerant zu erscheinen, ohne dabei ihre eigene moralische Reputation zu untergraben. Das machte sie bei allen beliebt, nicht nur bei ihren Freundinnen. Strenge Prinzipien, ein sittsames Auftreten und religiöser Eifer bedeuteten, dass die *Hezbollahi*-Mädchen sie als eine der Ihren ansahen, und sie waren immer am schwersten zu kna-

cken. *Hezbollahis* treten am eifrigsten für das Regime ein, sie benutzen Religion und Politik dazu, sein Bestehen zu gewährleisten. Somayeh sah nicht auf die ärmeren Mädchen herab. Selbst die *westlich* aussehenden Mädchen, die den Mädchen aus den besseren Vierteln nacheiferten – von denen es an dieser Schule nur wenige gab –, fühlten sich von ihr nicht verurteilt. Doch Somayeh verurteilte sie. Sie vermied es, mit ihnen gesehen zu werden, weil sie sich für das Bild, das sie abgaben, schämte. Sie befürchtete, andere könnten denken, sie sei aus demselben (unschicklichen) Holz geschnitzt. Somayeh glaubte, die Art, wie man sich kleidete, sei ein Lackmustrtest für die eigene Moral. Je bunter und enger das Kleid und je dicker das Make-up, desto höher war die Punktzahl, die man auf der *Jendeh*-Skala erreichte.

Somayeh und ihre Freundinnen waren fest davon überzeugt, dass das Tragen des *Hejab* Pflicht sein sollte. Sie befürworteten das Gesetz, das besagte: Wenn dein Make-up und deine Kleidung gegen die guten Sitten verstoßen und du damit Aufmerksamkeit erregen willst, kannst du verhaftet und sofort verurteilt werden. Die aufreizenden Varianten des *Hejab*, die auf den Straßen zur Schau getragen wurden, verstärkten nur ihren Verdacht, dass eine freie Kleiderordnung sehr schnell den Verfall der Moral und den Untergang der Stadt nach sich ziehen würde. »Wäre der *Hejab* nicht vorgeschrieben, dann würden diese Frauen halb nackt herumlaufen, die Männer könnten sich nicht beherrschen, und wir würden alle Ärger bekommen«, sagte Vista dazu.

Man konnte die Mädchen nicht für ihre frauenfeindlichen Ansichten verantwortlich machen. Von Geburt an hatte man ihnen die Richtlinien des Regimes zum *Hejab* eingetrichtert, die überall in der Stadt auf riesigen Plakatwänden verkündet wurden. Die Regierung verfolgte grundsätzlich zwei Strategien: vor den physischen Gefahren von »mangelhaftem *Hejab*« zu warnen (eine unzureichende Verhüllung, die als »Herausforderung« verurteilt wurde) und eine Kultur der Scham zu verbreiten. In einer neuen Kampagne wurde ein Bild von zwei Bonbons gezeigt, eines war ausgewickelt worden und eines noch verpackt. Das geöffnete Bonbon wurde von drei Fliegen umschwirrt, die aussahen, als würden sie sich gleich darauf stürzen. Darunter standen die Worte: DER SCHLEIER BEDEUTET SICHERHEIT. Andere waren weniger subtil: »Wir fordern selbst Belästigungen heraus« war der Slogan einer anderen Anzeige. Manche Plakate erweckten den Anschein von Wissenschaftlichkeit. Unter der Ab-

bildung einer Mädchengruppe, die ausgesprochen *westlich* aussah (dicke Schichten von Make-up; blondes Haar, das aus bunten Kopftüchern hervorschaute, die so weit wie nur möglich zurückgeschoben waren; kurze, enge *Manteaus*), stand: »Psychologen sagen, wer sich unschicklich kleidet und viel Make-up verwendet, hat Probleme mit seiner Persönlichkeit.«

Der größte Teil von Nordteheran wirkte auf Somayeh wie ein Bordell, aber sie sah ein, dass es unmöglich stimmen konnte, dass all diese Frauen einen lockeren Lebenswandel hatten. Sie akzeptierte, dass sie Gott nicht so ergeben waren wie sie selbst. Aber das Teheran, das sie umgab, veränderte sich so schnell, dass es schwer zu sagen war, wer eine *echte* Prostituierte war und wer nicht. Überall waren »mangelhafte *Hejabs*« zu sehen. Somayeh wusste auch, dass ein Tschador viele Sünden verbergen konnte. Ihr Bruder hatte ihr einmal einen Ort am südlichen Ende der Valiasr-Straße in der Nähe der Shush-Straße gezeigt, wo *Chadori*-Frauen tatsächlich als *Jendehs* tätig waren. Arme Seelen, die ihre verborgenen Körper für den Preis eines *Kabab* verkauften. Somayeh weinte, als sie die düsteren Mienen und die toten Augen der Frauen zum ersten Mal sah.

Somayeh liebte ihren Tschador, für sie war er Teil der *Sonat*, ihrer Kultur. Er symbolisierte weitaus mehr als den Respekt gegenüber der Tradition. Das einfache schwarze Kleidungsstück stand für Sittsamkeit und Frömmigkeit, für die Demut gegenüber Gott und eine spirituelle, geordnete Welt, in der Regeln dazu dienten, einen zu beschützen. Er stand für all diese Dinge und noch mehr. Er war wie eine übergroße gemütliche Strickjacke, die sie verbarg, wenn sie ihre Periode hatte und sich aufgedunsen fühlte. Er beschützte sie, indem er ihre Kurven vor den lüsternten Blicken der Männer versteckte. Am liebsten trug sie einen schwarzen Tschador, enge Jeans und Converse-Turnschuhe, eine Kombination aus Neu und Alt – die einen doppelten Zweck erfüllte und sie zugleich mit Gott und der Modewelt verband. Doch meistens trug sie den Tschador wegen ihres Vaters, Haj Agha. Für ihn war er die einzige akzeptable Form des *Hejab*. »Ein Mädchen in einem Tschador ist wie eine Rosenknospe, die Schönheit versteckt sich im Inneren, so dass sie noch schöner und näher bei Gott ist«, sagte er immer.

Sittsamkeit war eine ernste Angelegenheit in Haj Aghas Haushalt. Die einzigen Männer, die jemals Somayehs Haar oder sogar ihre nackten Arme gesehen hatten, waren ihr Vater und ihr Bruder Mohammed-Reza. In Somayehs Teheran war es selbst für ihre Lieblingsonkel unschicklich,

einen Blick auf ihren schlanken Körper zu werfen. Gelegentlich trug sie statt eines Tschadors ein Kopftuch und einen *Manteau*, meistens aus praktischen Gründen, beispielsweise wenn sie mit ihren Freundinnen in den Bergen wandern ging oder bei Familienpicknicks. Ihr *Manteau* war immer weit geschnitten, reichte über die Knie und hatte eine dunkle Farbe. Darunter trug sie die harmlose Uniform aus den Geschäften an der Hauptstraße: Zara, Mango, Topshop und Benetton.

Einige der Mädchen beschlossen, nach der Schule mit zu Mansoureh nach Hause zu gehen, denn ihre Familie hatte ein großes Wohnzimmer. Es gab nur wenige öffentliche Orte, an denen man sich in diesem Teil der Stadt aufhalten konnte. Die nahe gelegenen Parks waren meistens voller Drogensüchtiger, und es gab keine coolen Cafés. Die traditionellen Teehäuser wurden nur von Männern besucht und waren vom Rauch der Wasserpfeifen und scherzhaftem Gerede erfüllt.

Somayeh trennte sich von den anderen Mädchen; sie musste ihrer Mutter bei der Vorbereitung der Feier helfen. Heute war ein großer Abend, sie feierten Haj Aghas letzte Pilgerfahrt, und alle Nachbarn waren eingeladen. Als sie in ihre Straße einbog, entdeckte sie sie. Tahereh Azimi und ihre betagten Eltern standen vor einem kleinen Lieferwagen, der mit ihren Besitztümern beladen war, um aus Scham zurück in das Dorf zu fliehen, aus dem sie stammten.

Tahereh Azimi hatte nie dazugehört. Ihre Eltern schienen ganz normal zu sein: arm und aus der Arbeiterschicht. Sie beteten regelmäßig, und ihre Mutter trug in der Öffentlichkeit stets einen Tschador. Taherehs Mutter war beinahe fünfzig gewesen, als sie geboren wurde, nach dreißig unfruchtbaren Jahren. Taherehs Vater Sadegh war jahrzehntelang von seiner Familie bedrängt worden, seine unfruchtbare Frau zu verlassen und sich eine jüngere, fortpflanzungsfähige Partnerin zu suchen. Sadegh hatte sich geweigert. Er war ein guter Ehemann, der es nicht ertragen konnte, jemanden leiden zu sehen. Die Geburt von Tahereh war für sie wie ein Wunder gewesen, auch wenn Hazrat Abolfazl auf ihr *Nazr*-Gebet mit absurder Verspätung geantwortet hatte.

Sie waren robuste Landmenschen, doch die Stadt hatte ihnen alle Lebenskraft ausgesaugt. Taherehs Eltern waren in ihrer Jugend nach Teheran gekommen, nachdem ihr Dorf durch ein Erdbeben in einen Schutthaufen verwandelt worden war. In weniger als sechs Sekunden war das halbe Haus eingestürzt. Ganze Leben wurden zu Partikeln aus Ziegeln und

Staub. Etliche Menschen kamen dabei ums Leben, darunter Taherehs entferntere Verwandtschaft. Ihre Körper wurden auf dem Friedhof unter Orangenbäumen begraben. Ein Dorf, das einst so lebendig gewesen war, auf fruchtbarer Erde, umgeben von Bergen, von denen das Wasser herabsprudelte und die nahe gelegenen Obstplantagen bewässerte, in denen wilde Pferde umherliefen, wurde zu einem tristen, verlassenem Ort.

Der Umzug in die Stadt war nicht so schwierig gewesen, wie sie es erwartet hatten. Trotz Teherans aufdringlicher, hässlicher Urbanität, seiner Schnellstraßen, Betonhochhäuser und all seiner Schattenseiten, die es wie eine unpersönliche Metropole erscheinen lassen, kann es einem so vorkommen, als wäre man in einem Dorf. In Teheran gelten städtische Privilegien wie Privatsphäre und Anonymität noch immer als westliche Vorstellungen. In seinen Säumen verbirgt sich der Faden, der die Stadt zusammenhält: die Blutsbande, die Clans, die Freundlichkeit, die Neugier und das Einmischen.

Taherehs Familie stieß bald auf entfernte Verwandte und Freunde. Doch die neue Gemeinschaft war nicht von Dauer. Zahlreiche Menschen aus ihrer Umgebung fielen Herz- und Krebserkrankungen sowie medizinischer Inkompetenz zum Opfer. Ihr Lebenskreis schränkte sich ein, und sie wurden immer einsamer, hatten nur noch einander und konzentrierten sich vor allem auf Tahereh. Sie gerieten immer mehr in Bedrängnis. Taherehs Mutter erlitt einen Schlaganfall. Sie besaßen keine Krankenversicherung, und Sadegh musste drei Jobs gleichzeitig erledigen. Tahereh nahm eine Stelle als Näherin in dem winzigen Hinterzimmer einer Schneiderei in einem Einkaufszentrum auf der Valiasr-Straße an, was ein Geheimnis bleiben musste. Es hätte Gerede gegeben, wenn die Nachbarn herausgefunden hätten, dass Tahereh mit ihren sechzehn Jahren arbeitete, selbst wenn sie ihre Arbeitsstunden an einer Singer-Nähmaschine gegenüber einem afghanischen Schneider Anfang siebzig verbrachte. Die Valiasr-Straße, auf der Jugendliche in Cafés und Fast-Food-Läden herumsaßen, eröffnete Tahereh eine neue Welt. *Super Star* und *Super Star Fried Chicken* waren immer voller Jungen und Mädchen im Teenageralter, die miteinander flirteten, Telefonnummern austauschten und sich verabredeten.

Tahereh verbrachte all ihre freie Zeit damit, die Valiasr-Straße hinauf- und hinunterzugehen und ihre Schönheit zu bestaunen, die zuzunehmen schien, je weiter sie in den Norden gelangte. Sie begann, ihre Spaziergänge

bis zum Bagh-Ferdows-Palast auszudehnen, wo die Valiasr-Straße schon beinahe zu Ende ist. Dort setzte sie sich auf eine Bank und beobachtete die Stadt; die Menschen hier schienen einer anderen Rasse anzugehören. Auf einem dieser Spaziergänge lief sie Hassan in die Arme, dem Sohn eines Nachbarn. Er wollte sich das Fußballzubehör in den Sportläden der Innenstadt in der Nähe des Monirieh-Platzes ansehen. Weil ihre Familien und die spionierenden Nachbarn nicht da waren, unterhielten sie sich anders als sonst und erkannten sofort, dass sie beide das Bedürfnis hatten, eine Welt jenseits des Khorasan-Platzes zu entdecken. Aus dem zufälligen Treffen wurde eine wöchentliche Verabredung, die ihnen beiden sehr am Herzen lag. Tahereh las neuerdings *Zanan*, eine gewagte Frauenzeitschrift, in der alles von Literatur bis zu Sex erörtert wurde und die für die Gleichberechtigung der Geschlechter eintrat. Tahereh besuchte Ausstellungen und Theateraufführungen. Sie war eine begabte Künstlerin; aber ihre Lehrer interessierten sich nicht für Zeichnen und Malen. Nur ihre Eltern wussten, welch bemerkenswertes Talent ihre Tochter hatte, doch sie hatten weder das Geld noch die Bildung oder die Weitsicht, sie zu ermutigen.

Taherehs Eltern waren religiös und traditionell, aber sie kamen aus einem liberalen Dorf, in dem Männer und Frauen gemeinsam Hochzeiten feierten, die Tschadors weiß waren und es nichts ausmachte, wenn einer der *Hejab* vom Kopf rutschte. Sadegh war der Ansicht, die Revolution sei ein großer Fehler gewesen, und beklagte noch immer den Sturz des Schahs. Er fand, das Tragen des *Hejab* sollte nicht vorgeschrieben sein; es sei eine persönliche Entscheidung und die Beziehung, die man zu Gott hatte, sei privat. Er trank niemals Alkohol, aber er war auch nicht dagegen. Für ihn war Modernität nicht unvereinbar mit dem Islam. Sadegh fand zwar, dass man bis zur Heirat unberührt bleiben sollte, aber er fand auch, die Beziehung zwischen Mann und Frau ginge niemanden etwas an außer den Beteiligten. Sadegh erkannte bald, dass seine Ansichten nicht an den Khorasan-Platz passten, also behielt er sie für sich und teilte sie nur mit seiner Frau und seiner Tochter.

Sadegh glaubte Tahereh, als sie sagte, ihre Ehre sei unverletzt, aber er war verzweifelt darüber, dass ihr guter Ruf ruiniert war.

Als Hassans Mutter nach Hause kam, war sie so aufgebracht, dass sie die Polizei rief und sagte, in ihrem Haus befände sich eine Prostituierte. Die Polizei nahm Tahereh mit aufs Revier und rief ihren Vater an. Er

sagte den Polizisten, seine Tochter sei unschuldig, und bat darum, sie zu entlassen. Sie öffneten seinen ländlichen Akzent nach und behandelten ihn so herablassend, als sei er ein einfacher Bauer.

»Ihre Tochter benimmt sich wie eine Hure, und Sie verteidigen sie! Wo ist Ihre Ehre? Macht man das so bei Ihnen auf dem Dorf? Dort, wo Sie herkommen, hätte man sie gesteinigt!« Alle lachten, weil sie nicht wussten, dass sich das Leben in seinem Dorf im Norden seit der Revolution nicht sehr verändert hatte – in mancherlei Hinsicht ging es dort liberaler zu als in Teheran, wo die Polizei dafür sorgte, dass die Vorschriften eingehalten wurden. Was Hassan betraf, so bekam er nur ein kräftiges Schulterklopfen von seinen Freunden. Nur sein bester Freund kannte die Wahrheit: dass er und Tahereh sich verliebt hatten, dass sie ihre Zeit damit verbrachten, Kunstgalerien zu besuchen und Pink Floyd zu hören. Sie hatten es nur gewagt, sich zu küssen.

Tahereh bemerkte nicht, dass Somayeh an der Straßenecke herumstand und darauf wartete, dass sie und ihre Eltern abfuhr. Sie wäre nicht überrascht gewesen; seit dem Vorfall hatten alle sie geschnitten.

Der Duft von Safran und gebuttertem heißen Reis erfüllte die Wohnung, und große Töpfe mit saftigem Schmorfleisch köchelten auf dem Herd. Somayehs Mutter Fatemeh kochte bereits seit zwei Tagen. Jeder Krümel Nahrung, der durch ihre weichen, mollen Hände ging, verwandelte sich in ein köstliches Gericht. Fatemehs Mutter hatte ihr gesagt, wenn man seinen Mann gut ernähre, würde er einen nie verlassen, um verbotene Früchte zu kosten. Fatemeh hatte ihr Können bereits in jungen Jahren erworben. Sie war berühmt für ihre Kochkünste, und bei ihren Feiern war es immer gerammelt voll. Fatemeh rührte, brät und wusch, während Somayeh Schalen mit Obst, Gurken, Walnüssen und Pistazien verteilte. Sie wischte den Staub von den weinroten Plastikblumen, die im Zimmer verteilt waren. Sogar bei geschlossenen Fenstern gelangte der Staub in die Wohnungen und Häuser der Stadt und bedeckte alles mit einer feinen grauen Puderschicht.

Mohammed-Reza saß am Küchentisch und spielte auf dem Familien-PC ein Videospiele namens *Quest of Persia*. Haj Agha sah fern. Ein Mullah mit Turban drohte mit dem Zeigefinger und tat das, was die Mullahs so gut können: belehren. Die iranischen Mullahs sind nicht nur die Autoritäten, was islamische Theologie betrifft, sondern ebenfalls Experten dafür, moralischen Verfall an den unwahrscheinlichsten Stellen aufzuspüren.

Heute war es ein neuer mobiler 3G-Internet-Dienst: »Er gefährdet den öffentlichen Anstand ... Er wird das Familienleben zerstören!«, klagte der Mullah, den die Idee von einem Videotelefondienst mit Abscheu erfüllte. Nicht weniger als vier einflussreiche Ajatollahs hatten eine Fatwa gegen den neuen Service verhängt. Der Internetanbieter hatte sie ignoriert.

Haj Agha wirkte immer, als sei er tief in Gedanken versunken. Seine dauerhaft gerunzelte Stirn und die kleinen, zusammengekniffenen Augen verliehen ihm die Aura eines ernsthaften, reservierten Mannes. Fremden gegenüber war er zurückhaltend und behielt seine Gedanken meist für sich. In seiner Jugend war er auffallend gutaussehend gewesen, doch eine freudlose Ehe und langweilige, schlecht bezahlte Regierungsjobs hatten sein gutes Aussehen vorzeitig ruiniert. Haj Agha hatte die meiste Zeit seines Lebens damit verbracht, über die Runden zu kommen. Als er Fatemeh heiratete, zog sie bei ihm und seinen Eltern ein. Vier Personen teilten sich drei Zimmer, auch noch, als die Kinder kamen. Jahrelang schien er kaum zu schlafen, hatte zwei Jobs und verdiente gerade genug, um alle satt zu bekommen. Zwei Ereignisse gaben seinem Leben eine neue Wendung: der Tod seiner Eltern und der neue Präsident Mahmud Ahmadinedschad, den er auf Anraten des Obersten Führers 2005 gewählt hatte. Mit einem von Ahmadinedschads neuen, leicht erhältlichen und niedrig verzinsten Regierungsdarlehen hatte Haj Agha sich an Teherans Bauboom beteiligt. Er riss das kleine Backsteinhaus ab, das seine Eltern ihm hinterlassen hatten, und baute ein neues vierstöckiges Haus. Er verkaufte eine der Wohnungen und vermietete die beiden unteren Etagen. Er würde nie wieder in einem baufälligen Backsteinhaus leben und um seinen Lebensunterhalt kämpfen. Jetzt konnte er es sich erlauben, seine Kinder auf die Universität zu schicken. Haj Aghas vergrößertes Einkommen bedeutete auch, dass Fatemeh, die zwar keine Zeit hatte, um sich um religiöse Angelegenheiten zu kümmern, nun genug Geld besaß, um sich spirituellen Seelenfrieden zu kaufen. Als Fatemehs Vater starb, zahlte sie einem Mullah eine Million Toman – etwas über dreihundert US-Dollar – für den Gegenwert von einem Jahr tägliche *Namaz*-Gebete für ihn, falls er während seines Lebens einige davon ausgelassen haben sollte. Ahmadinedschad hatte ihnen gute Dienste geleistet.

Haj Aghas gesellschaftlicher Status war exponentiell zu seinem Einkommen gewachsen. Seine Stellung in der Nachbarschaft hatte sich dank seines religiösen Pflichteifers ebenfalls um einiges verbessert. Die heutige